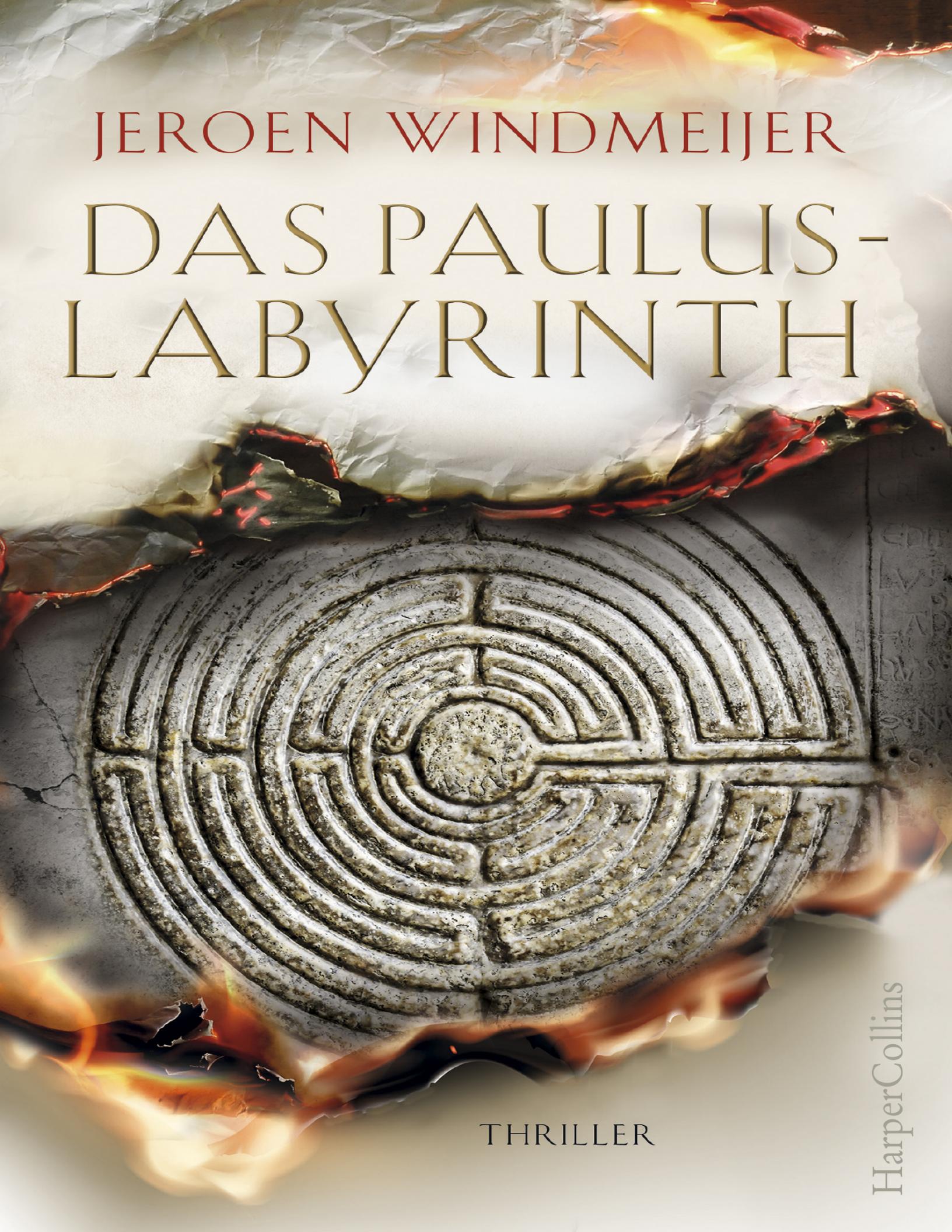


JEROEN WINDMEIJER

DAS PAULUS-
LABYRINTH



THRILLER

HarperCollins

JEROEN WINDMEIJER

DAS PAULUS-
LABYRINTH

THRILLER

Aus dem Niederländischen von
Stefanie Schäfer

Harper
Collins

HarperCollins®

Copyright © 2019 by HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH, Hamburg

Titel der niederländischen Originalausgabe:
Het Pauluslabyrint
Copyright © 2017 by Jeroen Windmeijer
erschienen bei: HarperCollins Holland

Published by arrangement with
HarperCollins Holland

Covergestaltung: HarperCollins Germany / Deborah Kuschel,
Artwork Wil Immink Design
Coverabbildung: Wil Immink Design
E-Book-Produktion: [GGP Media GmbH](#), Pößneck

ISBN E-Book 9783959678742

www.harpercollins.de

»Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am letzten Tage. Denn mein Fleisch ist wahrhaftige Speise, und mein Blut ist wahrhaftiger Trank. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.«

Johannes 6,54-56

PROLOG

Mérida (Hispania), 72 A. D.

Mit einem Schnitt seines scharfen Dolchs schlitzt der Henker den Bauch des Gefangenen auf. Blut strömt heraus, sprudelnd wie Wasser, das einen Deich durchbricht. Der Mann schreit vor Qual, als seine Eingeweide wie enthäutete Schlangen bis kurz oberhalb seiner Knie quellen. Dann kommen die Vogelmänner; Adler balancieren auf ihren geschützten Unterarmen. Mit ihren spitzen Schnäbeln hacken die Greife gierig große Stücke aus der frei liegenden Leber. Die drei anderen Männer, die an Holzpfählen festgezurrt und zum gleichen Schicksal verdammt sind wie der Gequälte, versuchen verzweifelt, sich loszureißen.

Das Publikum tobt. Die drei Ränge des Amphitheaters, das unter Kaiser Augustus erbaut wurde und sechzehntausend Menschen fasst, sind heute bis auf den letzten Platz gefüllt.

Nach der *venatio*, der Hetze auf Raubtiere, werden die Zuschauer mit Hinrichtungen unterhalten. Während der nicht gerade überwältigenden Eröffnungsnummer, bei der nur ein paar Kriminelle unspektakulär enthauptet wurden, nutzten viele die Gelegenheit, sich auf den öffentlichen Latrinen in den Katakomben zu erleichtern.

Das Publikum schätzt die Kreativität, mit der die Exekutionen inszeniert werden, oft inspiriert von Geschichten aus dem antiken Griechenland. Nachdem die Adler die Lebern der vier Männer gefressen haben – wie in der Sage von Prometheus – und sie gestorben sind, werden vier Holzrampen in die Arena geschoben. Auf jeder Rampe

befindet sich ein riesiger Felsbrocken, und Sträflinge müssen versuchen, diesen wie Sisyphus das Gefälle hinaufzurollen. Natürlich gelingt es keinem von ihnen, und das Knacken ihrer brechenden Knochen ist bis hinauf in den dritten Rang zu hören.

Dann werden wieder andere Männer in die glühend heiße Arena geschickt. Seit Tagen haben sie nichts zu essen und zu trinken bekommen, und nun werden ihnen Brot und Krüge mit Wasser an langen Stangen von den Tribünen hinunter dargeboten. Kurz bevor die Schmachtenden sie erreichen, werden die Stangen zum großen Vergnügen der Menge hoch über ihre Köpfe gehoben, was das Brot und Wasser für sie so unerreichbar macht wie für Tantalus. Wenn die Aufmerksamkeit des Publikums erlahmt, werden ausgehungerte Hunde freigelassen, um die Männer in Stücke zu reißen.

Zum Schluss werden noch acht mit Pech und Öl beschmierte Männer in den Ring gebracht und an Pfähle gebunden. Römische Jungen, noch keine zwölf Jahre alt, schießen mit brennenden Pfeilen auf die Gefangenen, bis sie schließlich Feuer fangen. Während die Männer schreiend ihr Ende finden, geht ein anerkennendes Raunen durch das Amphitheater. Zwar scheint es hierfür keine mythische Vorlage zu geben, aber so etwas wurde bisher noch nie gezeigt.

Ein verspäteter Besucher erklimmt die Tribüne und sucht sich einen Platz am Ende einer der Bänke. Zwar ist er klein und hat krumme Beine, aber er ist ansonsten gut gebaut. Seine Augenbrauen treffen sich über der langen Nase. Er ist ein charismatischer Mann und strahlt die erhabene Gelassenheit eines Engels aus. Ein kurzer Blick auf den jüngeren Mann, der bereits am Ende der Bank sitzt, genügt, damit dieser ihm Platz macht. Der Mann setzt sich hin und

stellt einen kleinen irdenen Krug auf den Boden zu seinen Füßen.

Während die toten Verbrecher aus der Arena geschleift und die Blutflecken mit frischem Sand bedeckt werden, unterhalten Musiker und Narren nach Kräften das Publikum mit akrobatischen Possen. Die Menge jubelt, als Dutzende von Jungen und Mädchen mit großen Brotkörben zwischen sich die Tribünen hinauflaufen. Vor zwei Jahren hat man begonnen, bei den Spielen Brot zu verteilen, und die Praxis wurde bei den Bürgern so beliebt, dass sie sich rasch bis in alle Ecken des Reiches verbreitet hat. Während sie die Treppe hinaufgehen, werfen die Jungen und Mädchen Brote in die Menge. Ein Wald von Armen reckt sich dort in die Luft, wo die Laibe hinfallen. Einmal erwischt, werden sie schnell unter den Gewändern verstaut, sodass die Hände frei bleiben, um sich noch mehr zu schnappen.

»*Panem et tauros*«, sagt der junge Mann spöttisch zu dem älteren neben ihm. Brot und Stiere. Er nimmt den Laib, der ihm buchstäblich in den Schoß gefallen ist, und schleudert ihn achtlos im hohen Bogen hinter sich.

Die meisten Leute sind aus diesem Grund heute gekommen, wegen des Brotes, aber nicht zuletzt auch, um den Stierkampf zu sehen.

Der *editor muneris*, der Sponsor der heutigen Spiele, gibt mit einem markigen Ave-Gruß den Befehl zur Freilassung des Bullen. Ein ohrenbetäubender Jubel erfüllt die Arena. Der *editor* blickt sich zufrieden um und kehrt zurück auf sein Lager. Er nimmt eine kleine Traube Weinbeeren vom üppig gedeckten Tisch neben sich und beobachtet, wie der riesige, wild buckelnde Stier ins Amphitheater stürmt. Das Tier wurde vorher vierundzwanzig Stunden lang in einem kleinen Verschlag eingesperrt und zwangsweise mit Salz gefüttert, ohne einen Tropfen Wasser. Mit Sandsäcken haben sie ihm gegen den Bauch geschlagen, um innere Blutungen zu

verursachen. Das Spiel wurde manipuliert, bevor es überhaupt begonnen hat. Er kann heute nicht gewinnen.

Jetzt betreten die *ministri* die Arena, die Diener, die versuchen, den Stier mit großen Capes abzulenken. Dadurch verschaffen sie sich einen Eindruck von seiner Stärke, seiner Intelligenz und seinem Kampfgeist. Mutig und unerschrocken schwenken sie die bunten Umhänge und weichen geschickt den Angriffen des Bullen aus. Der Jubel des Publikums rauscht von den Tribünen in die Arena wie das Wasser eines Flusses, der einen Berg hinunterstürzt.

Der Stier wird für kampfwürdig befunden. Vier als Götter verkleidete *venatores*, Jäger, die nur mit einem Lendenschurz gegürtet und mit einem ins Haar geflochtenen Ährenkranz geschmückt sind, kommen zu Pferd durch die vier Tore des Schlachtfeldes. Jeder trägt ein *verutum*, einen Jagdspeer, in der rechten Hand. Ihre Pferde werden von schweren Rüstungen geschützt und sind sichtlich verängstigt, aber ihre Stimmbänder wurden durchtrennt, sodass sie nicht wiehern können.

Sie nähern sich dem Stier aus vier Richtungen, und er weiß nicht, welches Pferd er zuerst angreifen soll, doch der Kreis schließt sich immer enger um ihn, bis er gezwungen ist, sich auf den nächsten Reiter zu stürzen. Sobald er sich einem der Pferde nähert, steht der Reiter in den Steigbügeln auf, um ihm das *verutum* in den Hals zu bohren und sich mit seinem ganzen Gewicht darauf zu stützen. Nach mehreren Angriffen, bei denen jeder *venator* mindestens einmal seinen Speer in den Hals des Stieres gebohrt hat, ziehen sich die Reiter unter lautem Applaus zurück. Der Stier ist benommen und steht mit gesenktem Kopf da. Blut tropft aus seinen Wunden auf den Boden.

Dann kommt der *mactator*, der Star der Show, der Stiertöter, der Mann, der der Sache ein Ende bereiten wird. Er ist ein Hüne, bekleidet nur mit einer einfachen, kurzen

Tunika. Seine Arme sind nackt, und an den Unterschenkeln trägt er Beinschützer. In den Händen hält er mit Bändern verzierte, armlange Stöcke mit Widerhaken an den Enden. Er geht geradewegs auf den Stier zu. Je entschlossener er seinem imaginären Weg folgt, desto mehr bewundert die Menge seinen Mut. Die meisten Leute sitzen jetzt wieder auf ihren Plätzen, und statt der Jubelrufe und Schreie, die eben noch jedes Gespräch unmöglich gemacht haben, herrscht Stille, als hielte das Publikum kollektiv den Atem an. Der Stier reagiert auf die neue Bedrohung, indem er mit einem Vorderhuf im Sand scharrt. Mit unartikuliertem Gebrüll zieht der *mactator* endgültig die Aufmerksamkeit des gesamten Amphitheaters auf sich. Als er nur noch wenige Schritte vom Stier entfernt ist, stürmt dieser auf ihn los. Der *taurarius*, der Stierkämpfer, wirbelt um die eigene Achse, um ihm auszuweichen, und noch bevor er seine Pirouette beendet hat, sticht er dem Bullen einen der beiden Spieße mit den Widerhaken zwischen die Schulterblätter. Die Arena tobt vor Begeisterung, so elegant war die Parade, so perfekt platziert die Lanze. Jetzt rennt der *mactator* vor dem Stier davon. Dann schlägt er einen Haken und sticht mit einem mächtigen Sprung den zweiten Speer in gleicher Höhe neben den ersten.

Wer glaubt, der Bulle hätte aufgegeben, hat sich getäuscht. Es ist, als wüsste das Tier, dass dies seine letzte Chance ist, seinen Angreifer zu verwunden. Es sammelt noch einmal seine ganze Kraft und hebt den Kopf, wobei Blut aus seinen Wunden sprudelt und ihm lange, blutige Schleimfäden aus dem Mund hängen.

Der *taurarius* nähert sich der Loge des *editors*, kniet sich mit einem Bein in den Sand und senkt das Haupt. Der *editor* reagiert mit einem kurzen, anerkennenden Nicken, woraufhin der *venator* am Osttor nach vorne kommt, um dem *mactator* eine besondere Kopfbedeckung aufzusetzen –

eine weiche, rote konische Mütze mit nach vorn fallender Spitze - und ihm das *linteum* zu überreichen, ein halbkreisförmiges Tuch aus rotem Flanell, das über eine Holzstange drapiert ist.

Der *taurarius* kehrt zurück zum Stier, der mit erneuter Energie einige verzweifelte Angriffe auf das flatternde Tuch unternimmt, mit dem er gereizt wird. Die Zuschauer reagieren begeistert und spornen den Stierkämpfer an, noch größere Risiken einzugehen. Dies ist die gefährlichste Phase des Kampfes, denn jede noch so kleine Unaufmerksamkeit könnte fatal sein. Der vor Angst und Schmerz halb wahnsinnige Stier könnte in einem letzten Versuch, den Tod abzuwenden, den *mactator* tödlich verwunden, indem er ihn auf die Hörner nimmt und seinen ungeschützten Bauch durchbohrt.

Aber da ertönt schon das befreiende Trompetensignal, und der *venator*, der sich am westlichen Tor aufgestellt hat, kommt herbeigeeilt. In einer Hand trägt er ein leichtes Krummschwert mit einem Griff in Form einer Schlange, die *falcata*, in der anderen eine brennende Fackel. Er übergibt die *falcata* dem *mactator* und nimmt seinen Platz hinter der linken Flanke des Bullen ein. Dies ist die *hora veritatis*, die Stunde der Wahrheit, in der der *mactator* das Tier von seinen Leiden erlöst, indem er ihm das Schwert zwischen die Schulterblätter stößt und sein Herz durchbohrt.

Er stellt sich vor das erschöpfte Tier, das jetzt zu müde ist, um noch den Kopf zu heben. Mit der linken Hand auf seiner Stirn zwingt er es zu Boden, eine Geste, die dem Publikum einen Seufzer der Bewunderung entlockt.

Ein *minister* stürmt von der Ostseite der Arena herüber, in der einen Hand einen silbernen Kelch und in der anderen eine lodernde Fackel, die zu Boden zeigt.

Der Stier liegt jetzt im Sand. Der *mactator* setzt sich rittlings auf ihn, ein Knie in seiner rechten Flanke, das

andere Bein auf dem Boden. Mit der linken Hand zieht er den Kopf des Stieres am Horn zurück und reckt den rechten Arm in die Luft. Die Klinge seiner *falcata* blinkt in der Sonne. Und dann, mit einer schnellen, treffsicheren Bewegung, schneidet er dem Tier die Halsschlagader durch. Blut spritzt heraus, und nachdem mehrere pulsierende Fontänen den Sand durchtränkt und rot gefärbt haben, haucht der Stier schließlich sein Leben aus. Das Krummschwert steckt ihm bis zum Heft im Hals, sodass die Schlange am Griff die Wunde des Bullen zu lecken scheint.

»*Sanguis eius super nos et super filios nostros*«, murmelt der alte Mann auf der Tribüne wie in einem hoffnungsvollen Gebet. *Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.*

Der *mactator* fährt sich mit den blutbefleckten Händen über sein Gesicht, als würde er sich mit dem Blut waschen. Er bietet jetzt einen Furcht einflößenden Anblick; das Blut hat sich mit Sand und Schweiß vermischt, aber er wirkt ungerührt und starrt auf einen imaginären Punkt in der Ferne.

»*Et nos servasti eternali sanguine fuso*«, flüstert der alte Mann. *Auch uns hast du gerettet, indem du ewig machendes Blut vergossen hast.* Der Mann zieht ein Stück Brot aus dem Ärmel und reißt ein Stück davon ab, während er starr das Spektakel in der Arena verfolgt.

Der *taurarius* zieht die Klinge noch einmal heraus, diesmal, um ein Stück Fleisch vom Stier zu schneiden. Er zeigt es dem Publikum, steckt es in den Mund und schluckt es, ohne zu kauen, herunter.

»*Accipite et comedite, hoc est corpus meum quod pro vobis datur.*« *Nehmt dies und esst; das ist mein Leib, der für euch gegeben wurde.*

Der alte Mann schließt die Augen, steckt sich das Stück Brot in den Mund und kaut sorgfältig, als schmecke er zum ersten Mal in seinem Leben Brot.

Der *mactator* nimmt den Kelch von dem *venator* hinter ihm und füllt ihn mit Blut aus dem Hals des Bullen. Auch ihn zeigt er dem Publikum, bevor er ihn mit einem langen Schluck leert.

»*Bibite, hic est sanguis meus qui pro multis effunditur.*« *Trinkt, das ist mein Blut, das für viele vergossen wurde.* Der alte Mann hebt den kleinen Tonkrug zu seinen Füßen auf, zieht den Korken heraus, nimmt einen Schluck, spült den Wein im Mund herum und schluckt ihn dann herunter.

Die ekstatische Menge skandiert den Namen des *taurarius*, und er steht auf, um seine Ehrenrunde zu drehen. In der Zwischenzeit schneidet ein *venator* mit einer Schere in Form eines Skorpions die Hoden des Bullen ab. Diese gelten als starkes Aphrodisiakum und werden später dem *editor* dargereicht.

»*Iste, qui nec de corpore meo ederit nec de mea sanguine biberit ut tecum misceatur et ego cum eo miscear, salutem non habebit*«, beendet der alte Mann sein Ritual. *Wer nicht von meinem Fleisch isst und von meinem Blut trinkt, damit er in mir bleibt und ich in ihm, der wird das Heil nicht erlangen.*

Ein Hund, der aus den Katakomben entwischt ist, nutzt seine Chance, sich dem Stier zu nähern und an dem Blut zu lecken, das noch aus seinem Hals fließt. Ein *minister* versetzt ihm einen gezielten Tritt in den Bauch, und er macht sich davon, mit roten Zähnen und Lefzen.

Die Leute klettern auf die Bänke und winken mit weißen Tüchern, um ihre Anerkennung für den Mut des *taurarius* und die Eleganz zu zeigen, mit der er gekämpft hat. Ein paar Männer springen in die Arena und nehmen den Stierkämpfer auf die Schultern. In einem Regen von Blumen und geflochtenen Ährenkränzen tragen sie ihn in die Runde. An den Hinterbeinen des leblosen Stieres werden zwei Seile befestigt. Ein Teil des Applauses gilt sicherlich auch ihm, als

er, eine blutige Spur im Sand hinterlassend, aus der Arena geschleift wird. Sein Fleisch kommt heute Abend bei den wohlhabenden Familien der Stadt auf den Tisch. Ein kleines Vermögen wird für den Schwanz bezahlt werden, der, mit viel Zwiebeln und Wein geschnitten, als Delikatesse gilt.

Der alte Mann steht auf und wirft noch einen letzten Blick auf die Arena hinter ihm, wo nur die Blutspur im Sand in Richtung des östlichen Eingangs noch an den ungleichen Kampf erinnert, der hier stattgefunden hat.

»*Consummatum est*«, sagt er zufrieden. Es ist vollbracht.

CORAX

RAVEN

1

Leiden, 20. März 2015, 13:00 Uhr

Theoretisch war das Seminar von Peter de Haan bereits vorüber. In seiner Einführung in die Geschichte von Leiden für Masterstudierende hatte er einen Überblick über die wichtigsten Kirchen Leidens gegeben. Die Veranstaltung war Teil eines Wahlmoduls, aber er füllte damit jedes Jahr den kleinen Hörsaal. Das tat ihm natürlich gut, und er hatte aufgehört, sich darüber zu wundern.

Einige Studierende waren schon dabei, ihre Sachen wegzupacken, hatten es aber noch nicht gewagt, ihre Plätze zu verlassen. Ein junger Mann beobachtete ihn wie ein Hund, der auf den Befehl seines Herrchens wartete.

Auf die Leinwand hinter ihm wurde eine Luftaufnahme der Hooglandse Kerk projiziert. Was Anfang des vierzehnten Jahrhunderts nichts weiter als eine kleine Holzkapelle gewesen war, war im 16. Jahrhundert zu einer Kathedrale herangewachsen, die in ihren Ausmaßen nicht mehr recht in ihre Umgebung passte, so wie ein überdimensionales Sofa in einem Wohnzimmer. Auf dem Foto war auch die Burg von Leiden gut zu sehen, das prägende Bauwerk der Stadt, im Grunde eine kreisförmige, sechs Meter hohe, zinnenbewehrte Steinmauer, die auf einer *Motte* stand, einem zwölf Meter hohen künstlichen Hügel aus dem elften Jahrhundert.

Peter hob die Hand, und das leise Gemurmel im Raum verstummte sofort. »Ich weiß, dass ihr alle zum Mittagessen

gehen wollt«, sagte er mit einem Hauch von Zögern in seiner Stimme, »aber wer von euch will heute Nachmittag zusehen, wie der erste unterirdische Abfallbehälter vor der Stadtbibliothek versenkt wird?«

Die meisten Studierenden sahen ihn freundlich an, aber niemand antwortete.

»Ihr wisst doch, dass heute um vierzehn Uhr in der Stadt das Großprojekt startet, bei dem diese unterirdischen Container aufgestellt werden?«

»Nein, das wusste ich nicht, Meneer«, sagte ein junger Mann höflich und hielt beim Sprechen die ganze Zeit die Hand in der Luft. »Aber warum sollten wir uns dafür interessieren?«

»Wie nett von dir, wenigstens zu fragen«, antwortete Peter.

Ein paar Leute lachten leise. Die Studierenden hielten mit ihrem Rumoren inne und fanden sich damit ab, dass sie noch einen Moment festsaßen.

Peter zog mit seinem Laserpointer einen Kreis um die Kirche auf der Leinwand.

»Vielleicht überrascht es euch, aber es ist nicht viel über Leidens Ursprünge und seine Entwicklung bekannt. Im Zentrum einer Stadt archäologische Grabungen durchzuführen, ist immer schwierig, ganz einfach deswegen, weil alle Flächen, auf denen man gerne graben würde, bebaut sind. Diejenigen von euch, die sich später mit Stadtarchäologie befassen, werden dies ganz sicher noch feststellen. Ganz selten bietet sich Archäologen die Gelegenheit zu kurzen Bodenuntersuchungen, wenn zum Beispiel ein Gebäude abgerissen wird, aber das kommt, wie gesagt, nicht oft vor. Dieses Projekt bringt es mit sich, dass wir an buchstäblich Hunderten von Stellen in der ganzen Stadt bis zu drei Meter tief in die Erde gehen können. Wer weiß, was sich unter unseren Füßen alles verbirgt?«

»Oder welche Leichen wir im Keller finden«, bemerkte der junge Mann.

»Genau!«, antwortete Peter begeistert. »Es sieht jetzt so aus, als hätte ich das für heute geplant, aber es sollte eigentlich mein nächstes Thema sein. Schaut mal ...«

Mit dem roten Lichtstrahl folgte er der Nieuwstraat. »Diese Straße war früher eine Gracht, aber wie viele der anderen Grachten in Leiden wurde sie zugeschüttet. Manche Grachten wurden überbaut, was bedeutet, dass sie nicht mit Sand und Schutt gefüllt wurden, sondern nur eine Abdeckung erhielten, über der dann die Straße angelegt wurde. In manchen kann man noch ein Stück unterirdisch gehen, wie durch einen Tunnel, aber diese Gracht wurde zugeschüttet. Der Friedhof war hier, auf der anderen Seite der Kirche, aber auf dieser Seite, also rings um die ehemalige Gracht und neben der Kirche, wurden früher manchmal heimlich Leute begraben. Es waren solche, die es sich nicht leisten konnten, in der Kirche bestattet zu werden, die aber so nah wie möglich bei der Kirche ruhen wollten.«

Das Handy in der Innentasche seiner Jacke begann zu vibrieren.

Er sah sich im Hörsaal um. Wenn er so weitermachte, würde er zu einem Onkel werden, der auf Partys endlos über die Vergangenheit schwadronierte. »Ihr könnt jetzt gehen«, sagte er stattdessen. »Ich sehe euch dann alle heute Nachmittag!«

Sofort erwachte der Raum zum Leben, als hätte man ein angehaltenes Video wieder eingeschaltet. Auf dem Weg zur Tür gingen die Studierenden alle an seinem Pult vorbei, um ihre Arbeiten abzugeben. Für das Seminar mussten sie alle vierzehn Tage einen kurzen Essay über eines der behandelten Themen einreichen.

Der Raum war leer. Peter schaltete den Beamer aus und packte seine Sachen zusammen. Als er den Stapel Papiere

aufhob, fiel zwischen ihnen ein unbeschriebener Umschlag heraus. Er nahm ihn in die Hand und sah ihn sich an. Wahrscheinlich eine Nachricht von einem Studierenden, der sich dafür entschuldigte, dass er durch verschiedene Umstände die Aufgabe für diese Woche nicht erledigen konnte.

Peter wollte den Umschlag gerade öffnen, als Judith zur Tür hereinschaute.

Sie lächelte. »Du hast mich doch nicht vergessen, oder?«

»Wie könnte ich je eine Verabredung mit dir vergessen?«, erwiderte Peter, während er den Umschlag zu den übrigen Papieren in seine Tasche steckte.

Er hatte Judith Cherev, eine Frau Anfang vierzig, vor zwanzig Jahren kennengelernt, als er ihre Abschlussarbeit betreut hatte. In den Jahren darauf waren sie enge Freunde geworden. Sie hatte für ihre Doktorarbeit die Geschichte des Judentums in Leiden untersucht. Heute war sie Dozentin im Fachbereich Geschichte und freiberufllich als Forscherin für das Jewish Historical Museum in Amsterdam tätig.

Ihre dunklen Locken, hier und da von einer charmanten grauen Strähne durchzogen, hatte sie lässig mit einem dicken Zopfgummi im Nacken zusammengebunden. Sie war immer noch eine schöne Frau, schlank und wie immer in eine Bluse und einen langen Rock gekleidet. Der Davidstern-Anhänger, den sie um den Hals trug, schimmerte im Licht der Leuchtstoffröhren.

»Hast du mir gerade eine Nachricht geschickt?«

Judith schüttelte den Kopf.

Peter nahm das Handy aus der Jacke und öffnete die Nachricht.

Hora est.

Er lächelte.

»Was ist denn?«

»Ich glaube, einer meiner Studis wollte mich wissen lassen, dass es Zeit war, mit dem Reden aufzuhören.«

Er ging mit der Tasche unter dem Arm zur Tür und schaltete das Licht aus. Unterwegs zeigte er Judith die Nachricht.

Hora est - es ist Zeit - war der Satz, mit dem der Universitätsdiener nach exakt einer Dreiviertelstunde hereinkam, wenn Doktorandinnen oder Doktoranden ihre Doktorarbeit vor dem Promotionsausschuss verteidigten. Ab dann durften die Kandidaten nicht mehr sprechen, selbst wenn sie mitten in einem Satz waren. Für die meisten bedeuteten die Worte eine große Erleichterung.

»Ziemlich witzig«, meinte Judith und gab ihm das Handy zurück. »Aber komisch, dass die Nachricht anonym verschickt wurde.«

»Wahrscheinlich aus Angst, der Witz würde ihn oder sie Punkte kosten.« Peter löschte die Nachricht. Als er den Hörsaal abschließen wollte, bemerkte er, dass jemand ein Handy auf einem der Tische liegen gelassen hatte, ein iPhone, das brandneu aussah. Er ging wieder hinein und steckte es in die Jackentasche. Derjenige, dem es gehörte, würde sicher bald bei ihm im Büro vorbeischauen, schließlich waren die Studierenden praktisch mit ihren Handys verwachsen.

Sie gingen zusammen hinaus und machten sich auf den Weg zur Mensa im Lipsiusgebäude. Es hieß schon seit Jahren so, aber Peter nannte es immer noch LAK, nach dem ehemaligen Theater- und Kulturzentrum, das sich früher darin befunden hatte.

»Mark ist wahrscheinlich schon da«, sagte Judith fast zärtlich. »Du kennst ihn ja. Ein Uhr bedeutet für ihn ein Uhr.«

Mark war Professor an der theologischen Fakultät, ein brillanter Mann, der lange Zeit unter psychischen Problemen

gelitten hatte. Judith und er führten eine LAT-Beziehung, *living apart together*. Im Grund lebten sie zusammen, nur hatten sie eben beide ihre bescheidenen Wohnungen im Sionshofje behalten. Zusammenzuziehen hätte für sie bedeutet, eine neue Bleibe suchen zu müssen, und keiner von beiden wollte die idyllische alte Anlage rings um den malerischen Innenhof verlassen.

In der Mensa saßen Studierende, Dozentinnen und Dozenten an langen Tischen und aßen zu Mittag. Ein monotoner Stimmengewirr, Klirren von Geschirr und Besteckklappern erfüllten den Raum. Die Wärme und die Küchendünste erzeugten eine etwas stickige Atmosphäre.

Wie Judith vorhergesagt hatte, saß Mark bereits an einem Tisch und hielt zwei Plätze für sie frei. Er winkte.

Auf dem Weg zu ihm gingen sie am Buffet vorbei. Peter nahm einen extra großen Salat und ein Glas frisch gepressten Orangensaft, Judith holte sich eine Suppe mit einer Scheibe Brot und Käse.

»Gut so«, sagte Judith und klopfte Peter scherhaft auf den Bauch.

Mark war bereits halb fertig mit dem Essen, als sie sich setzten. Judith hauchte ihm einen Kuss auf die Wange, was Peter selbst nach den vielen Jahren noch einen Stich der Eifersucht versetzte.

»Was habt ihr denn heute Nachmittag vor?«, fragte Peter.

»Ich habe um zwei Uhr einen Termin mit einem älteren Herrn, der einige Stücke von seiner jüdischen Großtante geerbt hat«, sagte Judith. »Er hat mich über das Museum ausfindig gemacht. Ich gehe mal bei ihm vorbei und sehe mir an, ob etwas für unsere Sammlung dabei ist.«

»Klingt interessant«, meinte Peter.

»Ach, ehrlich gesagt lohnt es sich nur selten. Aber ab und zu taucht doch mal etwas Besonderes auf. Es ist ein bisschen wie in >Bares für Rares<. Tagebücher oder Briefe

aus einem Konzentrationslager oder einfach nur interessante Alltagsgegenstände wie Küchenutensilien, Werkzeuge und so weiter. Man kann nie wissen. Ich habe trotzdem meistens meinen Spaß daran. Die Leute suchen oft nur jemanden, mit dem sie reden können.«

»Langeweile ist dir fremd, was?«

»Stimmt, so etwas kenne ich nicht«, bestätigte sie. »Heute Abend möchte ich dann ein Seminar für Montag vorbereiten, also nichts Besonderes im Grunde. Ich bin die nächsten Tage allein.« Sie legte Mark die Hand auf den Arm.

»Ja«, sagte Mark. »Ich fahre mal wieder nach Deutschland. Eine Woche ohne Telefon, ohne Internet, für kurze Zeit ganz und gar abgeschnitten vom Rest der Welt. Einfach herrlich!«

Ein- bis zweimal im Jahr zog sich Mark irgendwo tief in die deutschen Wälder zurück, um »nachzudenken«, wie er sagte. Er hatte dort nicht mal Handyempfang. Judith neckte ihn mit seiner heimlichen Geliebten, aber sie wusste, dass er so ein Retreat ab und zu brauchte, um aufzutanken. Er kam jedes Mal belebt und voller Energie zurück. Der einzige Kompromiss bestand darin, dass er sich hin und wieder in die Zivilisation begab, um Judith anzurufen und ihr Bescheid zu sagen, wie es ihm ging.

»Und heute Nachmittag«, fuhr Mark fort, »möchte ich noch ein paar Stunden an einem Artikel arbeiten, den ich mit Fay Spežamor zusammen schreibe, du weißt schon, der tschechischen Geschichtsexpertin, Kuratorin für römische und etruskische Kunst im Museum für Völkerkunde.«

»Ja, ich habe sie ein paarmal getroffen«, sagte Peter. »Und seltsamerweise ist ihre Handynummer die einzige, die ich auswendig kenne. Wenn man sich die ersten beiden Zahlen merkt ...«

»... muss man immer nur zwei addieren«, beendete Mark seinen Satz.

Eine Weile lang schwiegen sie.

»Und, was hast du heute Nachmittag vor?«, fragte Mark.

»Ich gehe in die Stadt, da findet in der Nieuwstraat eine kleine Feier zum Start des neuen Projekts mit den unterirdischen Containern statt. Die Grube interessiert mich, und ich habe das Projekt von Anfang an mitverfolgt. Die Behörde für Kulturerbe hat mich eingeladen. Daniel Veerman und Janna Frederiks sind auch da. Sie haben versprochen, mich zu informieren, falls sie in der Baugrube auf etwas Interessantes stoßen.«

»Ach, übrigens, ich wollte euch auch etwas zeigen«, sagte Mark völlig aus dem Zusammenhang, als hätte er Peter gar nicht zugehört. Er schob sein Tablett zur Seite. Darunter befand sich ein großer Umschlag, der mit einer sauberen, unverkennbar altmodischen Handschrift versehen war.

»An den hochwohlgeborenen, gelehrten Professor Doktor M. Labuschagne«, las er amüsiert vor. »Ich muss dem Absender heute Nachmittag eine kurze Antwort schicken.« Er zog einen dicken Stapel mit Schreibmaschine beschriebener Seiten aus dem Umschlag. »Das ist wieder mal so etwas ...«, murmelte er und blätterte sie durch, als suchte er nach etwas Bestimmtem. »Seitdem ich promoviert habe, schicken mir die Leute andauernd solche Sachen. Amateure, die mir unbedingt mitteilen wollen, dass sie den Code des Buchs der Offenbarung geknackt oder den ultimativen Beweis dafür gefunden haben, dass Jesus nicht am Kreuz gestorben ist.«

»Oder dass der Apostel Petrus in Leiden begraben ist«, scherzte Judith.

Sie lachten.

»Aber das hier ... Wisst ihr, normalerweise ist es Unsinn, und man könnte es genauso gut gleich in den Papierkorb werfen, aber ich hebe alles auf. Eines Tages will ich vielleicht etwas damit anfangen. Manchmal erscheinen einem bestimmte Ideen verrückt, und alle Welt hält den Urheber

für vollkommen übergeschnappt, dabei sind diese Leute teilweise einfach ihrer Zeit weit voraus. Dies hier habe ich heute erhalten, von einem Meneer ...« Er sah sich das Titelblatt an. »Meneer Goekoop aus Zierikzee. Es geht um die Burg. Er behauptet, sie habe ursprünglich eine astrologische Funktion gehabt. Schau, er hat sogar ein paar Zeichnungen beigelegt.«

Mark hielt ein Blatt Papier mit einer überraschend genauen Federzeichnung der Burg von Leiden hoch, auf der der Raum zwischen den Zinnen frei gelassen worden war, sodass das Ganze einem Steinkreis ähnlich wie Stonehenge glich.

»Er hat eine vollständige Theorie aufgestellt, darüber dass bei der Sonnenwende am 21. März die ersten Sonnenstrahlen genau durch das Haupttor der Burg fallen, unter Berücksichtigung der Präzession der Erde, also der Richtungsänderung der Erdachse. Man kann die Erde mit einem Kreisel vergleichen, der nicht genau senkrecht steht, es ist etwas kompliziert ... Durch verschiedenste Berechnungen versucht er zu beweisen, dass die ursprüngliche Burg vor mehr als zweitausend Jahren erbaut worden sein muss. Ihm zufolge leitet sich das Wort Megalith vom griechischen *mega-leithos* oder Groß-Leiden ab.«

»Das lässt sich leicht überprüfen. Morgen ist der 21. März.«

»So einfach ist es leider nicht. Die Erdachse hat sich seit damals verschoben. Wie auch immer, diese Geschichte mit Megalith ist natürlich Unsinn und der Rest wahrscheinlich auch. Schaut mal, er glaubt, einen weiteren Beweis für seine Theorie in den drei Bäumen in der Mitte der Burg gefunden zu haben. Weil sie genau so angeordnet sind wie die drei Sterne an Orions Gürtel. Du weißt schon, wie die Pyramiden in Ägypten.«

»Und der Rhein soll wohl der Nil sein?«

»Nein, er sagt, dass der Rhein die Lethe oder Leythe ist, einer der fünf Flüsse der Unterwelt in der griechischen Mythologie, genau wie der Styx. Ihm zufolge hat der Name Leythe natürlich auch etwas mit Leiden zu tun.«

»Dass du damit deine Zeit verschwendest!«, bemerkte Peter.

»Es amüsiert mich. Man weiß nie, was sich die Leute alles ausdenken. Manchmal machen Amateure überraschende Entdeckungen. Aber was mich an dieser Geschichte fasziniert, ist seine Theorie von der Burg als Mittelpunkt eines Sonnenkults. Und was den Namen Lugdunum angeht, hat er gar nicht so unrecht.«

»Der römische Name für Katwijk.«

»Genau. Er vermutet allerdings, dass es ursprünglich der Name des Hügels war, auf dem die Burg steht. Lug ist der Name des keltischen Sonnengottes, und *dunum* bedeutet so viel wie ›Hügel‹ oder ›Berg‹. ›Lug-Hügel‹ oder, etwas freier übersetzt, ›der Hügel, auf dem Lug verehrt wird‹.«

»Mit dieser Art von Argumentation«, konterte Peter, »könnte man glatt beweisen, dass der Name von Goekoops Heimatstadt Zierikzee auf die griechische Göttin Circe zurückgeführt werden kann und dass Troja daher irgendwo in Zeeland gelegen haben muss.«

Mark schob die Seiten wieder in den Umschlag. »Trotzdem schicke ich diesen Leuten immer eine höfliche Antwort. Das reicht normalerweise, um sie zufriedenzustellen.«

Judith nahm ihr Tablett. Sie hatte ihre Suppe und ihr Brot bereits aufgegessen.

»Gehst du schon?«, fragte Peter, ein wenig enttäuscht.

»Ja, ich habe doch um zwei den Termin und muss noch zurück ins Büro, um meine Sachen zu holen. Wenn du Lust hast, könnten wir ja heute Abend ein Glas zusammen trinken.«

Peter nickte.

Judith legte kurz die Hand auf Marks Schulter, und er neigte den Kopf zur Seite und schmiegte sich daran wie eine Katze. Judith zwinkerte Peter zu und brachte ihr Tablett zur Spülküche.

»Lug also«, sagte Peter und brachte sie damit wieder zurück zu ihrem Gespräch.

»Ja, Lug, aber es hat natürlich im Laufe der Jahrhunderte viele andere Sonnengötter gegeben. Ein faszinierendes Thema, und genau davon handelt auch der Artikel, an dem ich heute Nachmittag arbeiten will. Er ist ein bisschen populärwissenschaftlich. Es geht darum, dass diese Sonnengötter immer am dritten Tag nach der Wintersonnenwende geboren wurden, am Abend des 24. Dezember, um so symbolisch die Ankunft des Lichts in einer dunklen Welt zu feiern. Die Mutter ist Jungfrau, sie werden in der Regel in einer Höhle geboren, es erscheint ein Stern, sie werden von Hirten verehrt, Könige kommen mit Geschenken, ein weiser Mann sagt voraus, dass dies der Retter ist, auf den die Welt gewartet hat, und so weiter.«

»Ja, ich kenne diese Geschichten. Übrigens, hast du heute Morgen noch etwas von der Sonnenfinsternis mitbekommen?«

»Nein, ehrlich gesagt habe ich nicht darauf geachtet.«

»Es war sowieso bewölkt, wahrscheinlich war kaum etwas zu sehen.«

»Stimmt, aber ... wo war ich stehen geblieben? Ach ja, die Sonnengötter. Sie sterben immer um die Zeit der Frühlingssonnenwende herum und erstehen drei Tage später wieder auf. Attis, Osiris, Dionysos, du kannst es dir aussuchen. Der Gott oder der Gottessohn stirbt, einen Tag lang wird getrauert, und am dritten Tag herrscht dann eine Riesenfreude, wenn der Gott von den Toten wiederaufersteht. Genau wie die Natur, die im Winter

gestorben zu sein scheint, aber dann wieder zum Leben erwacht.«

Peter hatte natürlich darüber gelesen, wie verwirrt die frühen Kirchenväter gewesen waren, als sie die Ähnlichkeiten zwischen den Evangelien und diesen anderen Geschichten entdeckten, die offensichtlich viel älter waren. Sie fanden keine andere Erklärung, als dass die älteren Geschichten Teufelswerk sein mussten. Satan musste von den Umständen gewusst haben, unter denen Jesus geboren werden würde, und hatte deshalb schon Jahrhunderte im Voraus die Riten der Sonnengötter eingeführt, um die Menschen zu verblenden.

»In meinem Artikel will ich die Parallelen zwischen verschiedenen grundlegenden christlichen Konzepten und den heidnischen Kulten hier in der Gegend aufzeigen. Sehr spannend! Etwa Orpheus und Eurydike, Demeter und Persephone ... alles Varianten des gleichen Themas. Die Anhänger des Dionysos-Kults schlachteten jedes Jahr einen Stier. Sie aßen das Fleisch und tranken das Blut, damit sie eins mit Dionysos wurden und damit auferstanden so wie er.«

»Das ist wirklich ... Entschuldige«, unterbrach ihn Peter. Mark war normalerweise eher introvertiert, aber wenn er sich mal öffnete, konnte er endlos lange reden. »Ich muss meine Tasche noch in mein Büro zurückbringen, und der Bürgermeister kommt um zwei zur Eröffnung.«

Mark lächelte und hob entschuldigend die Hände. »Kein Problem.«

Peter aß die letzten Bissen von seinem Salat und leerte sein Glas. Dann zog er die Lippen hoch und zeigte die Zähne wie ein lachender Schimpanse. »Nichts zwischen den Zähnen?«, fragte er. Mark versicherte ihm, dass alles in Ordnung war.

Sie verabschiedeten sich, und Peter ging zu seinem Büro in der archäologischen Fakultät neben der LAK.

Sein Zimmer war seit über zwanzig Jahren unverändert. Für ihn war es fast wie sein Wohnzimmer. An den Wänden hingen schon ewig dieselben drei Bilder: das *Letzte Abendmahl* von Leonardo da Vinci, ein Poster von dem berühmten Gustav-Wappers-Gemälde von Bürgermeister Van der Werff und ein großes Foto von Papst Johannes Paul II. in seinem Papamobil.

Es gab Wochen, in denen er mehr Zeit in seinem Büro verbrachte als in seiner Vierzimmerwohnung an der Boerhavelaan. Er hatte sogar Wechselkleidung im Schrank für den seltenen Fall, wenn er die Nacht auf dem Dreisitzersofa verbrachte.

Als er den Papierstapel aus seiner Tasche zog, fiel der Umschlag auf den Boden. Fasziniert hob er ihn auf und öffnete ihn. Die Notiz im Inneren enthielt keine Ausreden für eine nicht erledigte Aufgabe. Stattdessen stand akkurat in der Mitte des Blattes:

Röm. 13,11

Aber es waren vor allem die Worte darunter, durch die ihm plötzlich der Mund trocken wurde. Er ließ den Zettel fallen wie ein benutztes Taschentuch, das man in den Müll wirft.

Hora est.

2

Freitag, 20. März, 13:45 Uhr

Peter sah auf die Uhr. Viertel vor zwei. Er musste sich beeilen, wenn er es rechtzeitig zur Nieuwstraat schaffen wollte. Die anonyme Nachricht hatte ihn mehr verstört, als er sich eingestehen wollte. Vor allem, dass es dieselbe Nachricht war, die er auf dem Handy erhalten hatte, machte ihn nervös. Er ging an den Bücherschrank, um eine Bibel zu holen, aber dann wurde ihm klar, dass er keine Zeit hatte. Er wusste, dass mit Röm. 13,11 die Paulusbriefe an die Römer im Neuen Testament gemeint waren, aber er war nicht bibelfest genug, um sich an die betreffende Passage erinnern zu können.

Er ließ die Bibel widerstrebend auf seinem Schreibtisch zurück, schloss die Bürotür und machte sich auf den Weg.

Obwohl es gegen seine Prinzipien verstieß, im Gehen auf sein Handy zu schauen - er zog immer über die Leute her, die wie Zombies herumtappten, die Augen an das Display geheftet -, öffnete er jetzt die Website Biblehub.com, um nachzusehen, was das Zitat besagte.

Die Verbindung war langsam. Als einmal in einem seiner Seminare die Rede auf Bilder von der Hölle gekommen war, hatte er seine Studierenden nach ihren Vorstellungen von der Unterwelt gefragt. Spontan hatte ein junger Mann geantwortet: »Die Hölle ist ein Ort, an dem das Internet extrem langsam ist.«

Peter hoffte jetzt vor allem, dass ihm keine Bekannten begegneten. Die Seite baute sich träge auf, als er durch den Doelensteeg und entlang der Rapenburg zum Platz mit dem Namen »Het Gerecht« ging. Er klickte »Römer« und dann »13« an. Erst als er die Pieterskerk erreicht hatte, erschien der Text auf seinem Bildschirm.

Es war inzwischen kurz vor zwei. Er konnte es sich nicht leisten, zu spät zu kommen. Unzufrieden klappte er die Handyhülle zu, immerhin in dem Wissen, dass der Text noch da sein würde, wenn er sie wieder öffnete.

Er setzte seinen Weg zügig fort und ging durch die engen Gassen, die zur Breestraat führten, vorbei am Rathaus und dann nach links. Als er den Fluss durch die Kolonnaden der Pilarenbrug überquerte, war die Bibliothek schon in Sichtweite.

Die Entscheidung der Stadt Leiden, die Abfallbehälter der Stadt unter die Erde zu verbannen, war aufgrund einer Möwenplage zustande gekommen. Die kleine Universitätsstadt lag nur zehn Kilometer Luftlinie von der Küste entfernt. Seitdem man in den Dünen wieder Füchse angesiedelt hatte, für die Nester voller Möweneier eine leichte Beute waren, waren viele Vögel in die Stadt geflohen. Sie pickten zu früh rausgestellte Müllsäcke auf, fraßen aus Abfalleimern und waren im Laufe der Zeit immer aggressiver geworden. Man hatte alle möglichen Gegenmaßnahmen ausprobiert: Möweneier durch Styroporeier ersetzt, Greifvögel eingesetzt, Taubengitter auf Dächern angebracht, alles ohne Erfolg. Nun hoffte man, dass die Stadt durch unterirdische Container unattraktiver für die Vögel werden würde.

Ein wenig außer Atem hielt Peter kurz inne, bevor er um die Ecke bog. Er betrachtete sich in einem Schaufenster. Ein bisschen zu dick, Dreitagebart und volles, etwas zu langes Haar. Sein Spiegelbild war sogar noch schmeichelhaft; die

Reflexion zeigte nicht die tiefen Falten auf der Stirn und die dunklen Ringe unter den Augen.

»Wir sehen jetzt durch einen Spiegel wie im Rätsel ...«, sagte er leise zu sich selbst.

Er steckte das Hemd ordentlich in die Hose und spürte das vergessene Handy aus dem Hörsaal in der Jackentasche. Er nahm sich vor, nachher die erstbeste Nummer auf der Teilnehmerliste anzurufen. Wer auch immer den Anruf annahm, würde ihm sicher sagen können, wem das Handy gehörte.

Eine große Menschenmenge hatte sich um die Ausgrabungsstelle versammelt. Die Leidener Presse natürlich, die Anwohner, alle möglichen Würdenträger und dazu die Arbeiter, erkennbar an ihren gelben Helmen und orangefarbenen Westen. Ein Teil des Geländes um die ausgehobene Grube war mit Drängelgittern und rot-weißem Flatterband abgesperrt.

»Hi, Peter!«, hörte er Arnold van Tiegem rufen. Peter erkannte selbst aus dieser Entfernung an der übertriebenen Fröhlichkeit von Arnolds Winken, dass dieser nicht auf den später stattfindenden Sektempfang hatte warten können.

Vor zwanzig Jahren war Peters damaliger Professor, Pieter Hoogers, in den Ruhestand gegangen und gleich nach seiner Abschiedsrede weggezogen. Alle hatten erwartet, dass Peter seine Professorenstelle erhalten würde, aber nach ein paar Monaten mit den typischen akademischen Kungeleien hatte die Universität einen Überraschungskandidaten aus dem Hut gezogen: Arnold van Tiegem, einen hohen Beamten aus dem Ministerium für Wohnungswesen, Stadtplanung und Umwelt, der dort auf ein Nebengleis geraten war. Irgendwann in ferner Vergangenheit hatte er an der Universität Wageningen Geologie studiert, was als ausreichende Qualifikation für die Leitung der Fakultät bewertet wurde. Der einmalige